

## RUFIN UND DIE PSEUDOKLEMENTINEN

Rufin aus Concordia ist als Übersetzer zahlreicher Werke des Origenes und anderer schriftsteller wohl bekannt. Ohne seine Übersetzertätigkeit wären sogar zahlreiche dieser Schriften unwiederbringlich verloren gegangen, sodass es allein sein Verdienst ist, wenn wir einige noch besitzen. Dennoch gilt Rufin bei vielen als schlechter Übersetzer<sup>(1)</sup>. Man wirft ihm Ungenauigkeit vor. Er lasse es an treue zum Wortlaut der Vorlage fehlen, deren Sinngehalt er oft mit eicieronianischer Eleganz oder Prägungen aus Virgil nur indirekt wiedergebe<sup>(2)</sup>. Vor allem aber gebe er Jesusworte und sonstige Bibelstellen nach dem Wortlaut seiner Bibel wieder und lasse altertümliche Formen und Varianten ausser Betracht. Besonders aber sind es dogmatische Formulierungen, die dem Glauben seiner Zeit nicht mehr entsprechen die er ausmerze und durch die gängige Norm der Kirche ersetze. Es sei daher im Zweifelsfall immer besser, wenn wie bei den Pseudoklementinen möglich, sich an eine andere Übersetzung, hier die syrische<sup>(3)</sup>, zuwenden, die diese altertümlichen oft häretisch klingenden formeln genau übersetze.

All dies mag zum Teil stimmen. Dennoch fügt man mit solchen Urteilen dem Ansehen Rufins schweres Unrecht zu. Schon Bardy hatte darauf hingewiesen, dass die Bibeltexte aus den «De princip.» des Origenes genau wiedergegeben sind<sup>(4)</sup>. Wagner, der die gesamte Übersetzer tätigkeit Rufins ins Auge fasst, findet sie diskret<sup>(5)</sup>. Quispel, der die Herrenworte aus den Pseudoklementinen mit denen von Ps. Evang. Thom. und denen Tatians verglei-

(1) H. J. SCHOEPS, *Theologie und Geschichte des Judenchristentums*, Tübingen 1946, passim.

(2) H. CROUZEL, *Origène, Traité des Principes*, Sch 232, Paris 1978, SS 7-8 ff;

(3) J. FRANKENBERG, *Die syrischen Pseudoklementinen*, Leipzig 1934.

(4) G. BARDY, *Recherches sur l'histoire du texte et des versions latines du de principis d'Origène*, Paris 1923.

(5) M. WAGNER, *Rufin the Translator*, Washington 1946.

cht, findet zahlreiche altertümliche Formen und Ähnlichkeiten, was, wiederum Treue zur Vorlage veraten würde<sup>(6)</sup>. Über die Abänderung dogmatischer Formeln schreibt er selbst, indem er die abweichenden Formulierungen in Verkennung jeden historischen Sinnes als Interpolationen auffasst oder als uralte nicht mehr verständliche und der Klarheit des Verständnisses im Wege stehenden Sätze auffasst<sup>(7)</sup>. Vor allem aber sucht man in Rufin etwas, das er nicht bereit ist zu geben, Akribie und Treue zur Vergangenheit Alle Vorurteile gegen Rufin gründen letztlich in einem falschen Historismus, der in den Werken Rufins getreue Zeugnisse einer auch für ihn längst entflohenen Vergangenheit. Rufin aber will erbauen und hat seelsorgerliche Aspekte seiner Leser im Auge. Nur diese, seine Leser, interessieren ihn und deren Anliegen sodass er vorgegebene Schemata und Genera wohl wiedergeben aber doch anders auffassen kann, Rufin, tut dies meist<sup>(8)</sup>.

Als Rufin die Pseudoklementinen zu übersetzen begann, war er endgültig nach Italien zurückgekehrt und widmete sich dem was seiner Berufung und Neigung sein ganzes Leben lang entsprach, dem Mönchsleben. Denn auch nach Palästina war er ausgezogen, um lateinische Klöster zu gründen<sup>(9)</sup>. Nur war er in das Getümmel der Welt- und Kirchenpolitik hineingezogen worden. In edler Absicht suchte er zusammen mit Johannes dem Bischof von Jerusalem das Erbe des grossen Origenes zu verteidigen und dem christlichen Leben dienstbar zu machen<sup>(9)</sup>. Epiphanius dagegen und sein früherer Freund Hieronymus bekämpften Rufin und seinen Origenismus in Namen der Orthodoxie auf alle nur erdenkliche Weise, um erst viel später zu bemerken, dass sie machtpolitisch missbraucht worden waren. Rufin kehrte aus dem Kampf als äusserlich Besiegter zurück. Er widmete sich daher ganz dem inneren Leben, was auch in den Einleitungen zu seinen Übersetzungen ersichtlich wird.

Die Pseudoklementinen, von denen uns Rufin die *Recognitiones* aufbewahrt hat<sup>(10)</sup>, gelten vielen als der einzig sichere Weg

<sup>(6)</sup> G. QUISPÉL, *L'Évangile de Thomas et les Clementines*, Vig. Chr. 12 (1958) 181-186.

<sup>(7)</sup> RUFIN, *Praef. PsCleRecog*: GCS 51, 3-4.

<sup>(8)</sup> P. LARDET, *S. Jérôme, Apologie contre Rufin*, SCH 303, Paris 1983, S. 10 ff.

<sup>(9)</sup> H. CROUZEL, *Origène, Traité des Principes*, SCH 252, Paris 1978, S. 23 ff.

<sup>(10)</sup> H. CROUZEL, *Les critiques adressés par Méthode et ses contemporains à la doctrine origénienne du corps ressuscité*, Gregor 53 (1972) 679-725.

zurück zur ersten Phase des Christentums, dem Judenchristentum<sup>(11)</sup>. Hier glaubt man, dass die Verfasser der verschiedenen Rezensionen Zugang zu wahrheitsgetreuen Nachrichten aus jener altehrwürdigen Zeit hatten und verwendeten. Neben dem Erzählstoff, den sogen. Acta der Judenchristen sind es vor allem Herrenworte und sonstige Bibelstellen, die das Interesse erregen wegen ihrer altertümlichen Formulierungen und aus einer Frühperiode der Verkündigung zu stammen scheinen<sup>(12)</sup>. Anderen dagegen scheinen die Pseudoklementinen nichts anderes zu sein als ein Pamphlet arianischer Propagandatätigkeit, die hinwiederum einmal auch ein echtes Dokument verwenden, aber im allgemeinen wenig historischen Glauben verdienen<sup>(13)</sup>. Mir dagegen scheinen die Pseudoklementinen ein Erweis der Propagandatätigkeit des Christentums der ersten Jahrhunderte zu sein, die sich zusehend klassischer und profaner Formeln, Schemata und Genera seiner Umwelt bedient, ein Christentum also, das sich immer mehr in die Gesellschaftsformen des römischen Imperiums einfügt, um das Evangelium zu verkünden.

Von den modernen Lösungsversuchen des Problems der Pseudoklementinen hat die von G. Strecker den meisten Anklang gefunden. Er setzt eine verloren gegangene Grundschrift voraus, deren Tendenzen daher nicht mehr zu bestimmen ist. Aus ihr habe der Homilist seine Homilien gebildet, den Erzählstoff also weitgehend in Predigtform gebildet. Auf ihn gehe die arianische Formgebung in trinitarischen und christologischen Lehrsätzen zurück und auch die teilweise starken antipaulinischen Akzente. Dieses Werk sei von grosskirchlichen Kreisen aufgenommen und gereinigt worden. Daher werden die dogmatischen Formulierungen geglättet und der Antipaulinismus ausgemerzt, sodass nicht jede Rekatholisierung auf das Konto Rufins zu setzen sei. Das Hauptproblem bei Strecker aber ist das Judenchristentum. Er sucht nach seinen Spuren und findet keine. Alles lasse sich aus den Gebräuchendes Christentums des 3. Jahrhunderts erklären<sup>(14)</sup>.

<sup>(11)</sup> Schoeps, a.a.O., passim; Quispel, a.a.O., passim.

<sup>(12)</sup> Quispel, a.a.O., passim.

<sup>(13)</sup> J. QUASTEN, *Patrology I*, Washington 1966, S. 59 ff.

<sup>(14)</sup> G. STRECKER, *Das Judenchristentum in den Pseudoklementinen*, TU 70, Berlin 1981, S. 256-270.

Irmscher dagegen glaubt, dass die ursprünglichen Klementinen durch vielerlei Hände gegangen seien, grosskirchliche und solche von Sekten, die alle ihre Fingerabdrücke hinterlassen haben, sodass auch die grosskirchliche Rezension wieder von Sondergruppen angeeignet und «reformiert» wurde<sup>(15)</sup>.

Rius Camps sucht durch strenge Literarvergleiche besonders der ähnlich lautenden Teile von Homilien und Recognitionen neue Wege der Forschung zu beschreiben. Ähnlich wie bei den Briefen des Ignatius sucht er auch hier das Ursprüngliche herauszufinden<sup>(16)</sup>.

Mir scheint ein anderer Weg gangbar. Wer sich näher mit den Pseudoklementinen befasst, wird leicht mehrere Themenkreise erkennen, die sich voneinander abheben lassen und deren Nähe zur profanen Unterhaltungsliteratur nur zu offensichtlich ist. Da ist zunächst das Thema vom Verschwinden und sich Wiederfinden. Die Mutter wird von inneren Impulsen gedrängt, nimmt ihre beiden Zwillingssöhne und reist ab, kommt aber nie ans Ziel. Stürme und Räuber verschlagen sie, trennen sie voneinander und verkaufen sie in die Sklaverei. Der Vater macht sich auf die Suche nach ihnen und am Schluss finden sich alle wieder. Die parallelen zur zeitgenössischen Romanliteratur sind zu offensichtlich, als dass sie übersehen werden könnten<sup>(17)</sup>. Der historische Roman, besser noch entsprechend der aufgetragenen Farben der Kriminalroman der frühen Kaiserzeit hat hier Pate gestanden.

Hier beginnt der zweite Zyklus, der kunstvoll in den ersten eingefügt ist, die Geschichte des Helden der Geschichte, des Senatorensohnes Klemens. Auch er macht sich auf die Suche nach Mutter, Brüdern und Vater. Aber er ist auch auf der Suche nach sich selbst, Schwere Probleme und Zweifel quälen ihn und bereiten ihm schlaflose Nächte, metaphysische Probleme über Tod und Auferstehung, das Fortleben der Seele u.a. Nur dass man all diese Probleme in der Metaphysik des Theaitet, eines vielgelesenen Autors der frühen Kaiserzeit nachlesen kann, Probleme mit denen sich bestimmte Schichten der Leserschaft viel beschäftigten.

<sup>(15)</sup> G. IRMSCHER, *Die Pseudoklementinen*, in: Hennecke II, Tübingen 1964, S. 371 ff.

<sup>(16)</sup> J. RIUS CAMPS, *Le Pseudoclementine*, Riv Catalan Theol 1 (1976) 79-158.

<sup>(17)</sup> F. KERENYI, *Die griechisch-römische Romanliteratur in religionsgeschichtlicher Beleuchtung*, Darmstadt 1969 2, S. 61 ff.

Hier beginnt der 3. Zyklus, die christliche Deutung. Denn Klemens gelangt auf der Suche nach seinen Lieben nicht ans Ziel. Aber er findet Petrus und Petrus löst ihm alle seine Zweifel. Er führt ihn zum Glauben und durch den Glauben zu Christus. Als er Christus gefunden hat, hat er auch sich selbst wiedergefunden. Schliesslich führt Petrus die ganze Familie wieder zusammen. Nachdem sie Christus gefunden haben, sie sich alle wieder gefunden und sind vereint.

Es sind noch andere örtliche Bräuche christianisierte Traditionen und Gewohnheiten eingearbeitet. Doch von Wichtigkeit sind die 3 angegebenen Zyklen, die aufzeigen, wie das frühe Christentum sich der Genera und der Schemata seiner heidnischen Umwelt bediente, zur Verbreitung seiner Wahrheiten.

Diese den Leser fesselnde romanhafte Erzählung sieht Rufin in einem anderen Licht. Gewiss, er ändert die Struktur seiner Vorlage nicht. Jedoch wendet er sich an ganz bestimmte Leserkreise und stellt diesen seine Übersetzungen in ganz bestimmter Absicht vor, wie, jeweils aus dem Vorwort zu diesen zu entnehmen ist. Wer also in seinen Übersetzungen nur einen Ersatz für das verloren gegangene Original sieht, tut ihm mit dieser historisierenden Betrachtungsweise Unrecht, Rufin sucht anderes beim Leser zu erreichen. Sein Anliegen ist bedeutend geistiger.

So schreibt er etwa in der «praefatio» zu den Klementinen: Teurer Gaudentius, so beginnen wir also die von dir gewünschte Übersetzung der Klementinen. Sie diene uns als Beispiel eines heiligmässigen Lebens, das es nachzuahmen gilt. Manche dogmatischen Formeln sind wegen der langen Zeit der Jahrhunderte zwischen den Ereignissen und uns für uns schwer verständlich. Daher sind sie verdeutlicht. Doch das Wichtige für uns ist das Beispiel des Glaubenssuchenden, sein Umfassen desselben und sein Ausharren auch in schwierigen Lagen»<sup>(18)</sup>.

Daraus ist leicht ersichtlich, dass Rufin nichts von einer romanhaften Darstellung hält. Für ihn ist alles lautere Wahrheit. Er betrachtet also die Erzählung mit anderen Augen. Sie ist ihm ein Beispiel, das zur Nachahmung aufruft. Er bietet sie also seinen Lesern als eine andere Gattung an. Er stellt sie ihnen unter dem Ge-

(18) RUFIN, in seinem Vorwort zur Übersetzung: GCS 61, 3-4.

nus des «exemplums» vor, will sie so betrachtet wissen und sieht sie selbst unter diesem Gesichtspunkt an<sup>(19)</sup>.

Einige wenige Beispiele mögen genügen. Sie zeigen zugleich wie die romanhafte Darstellung wirklichkeits getreu sein will und historische Daten benutzt. Rufin denkt allerdings anders.

In *PsCleRecog* IV, 6, 1-31 lesen wir, wie Petrus in Rom missioniert und auf der Suche nach einem geeigneten Versammlungsraum ist. Ein reicher Römer, Freund des Petrus und zur neuen Lehre bekehrt, bietet ihm seinen Park an aber auch das Atrium seiner Villa. Petrus besichtigt beides und findet Park wie Atrium geeignet. Er nimmt an und schon warten Scharen von Menschen, um ihn zu hören<sup>(20)</sup>.

Hinter dieser romanhaften Schilderung steht historische Wirklichkeit. Es ist die sog. «Hauskirche», wie wir sie schon aus dem letzten Kapitel des Römerbriefes, aus Galater, Kolosser und besonders dem Philemon kennen. Die grossen Städte, wie etwa Rom, Korint, Ephesus, waren mit einem Netz kleiner Zellen übersät. Dort trafen sich kleine Gruppen der Gemeinde zu Gottesdienst, Unterweisung und brüderlichem Helfen. Besonders auch die Gastfreundschaft wurde hier gepflegt. Denn der Christ auf Reisen wusste an wen und wohin er sich zu wenden hatte, welche Strasse und welches Haus er aufzusuchen hatte. Dort wurde er als Bruder aufgenommen und ihm jede erdenkliche Hilfe zuteil, auch im Verkehr mit den Behörden, wie etwa der Aufenthalt des Paulus in Korinth und Ephesus oder die Empfehlung Phoebe am Ende des Römerbriefes beweisen<sup>(21)</sup>.

Daraus lässt sich erkennen, wie das frühe Christentum keineswegs nur aus jenen armen Fischern, Sklaven und Handwerkern sich zusammensetzte, wie man immer wieder behauptet, sondern auch Begüterte und Reiche zu seinen Anhängern zählte, die Guter und Häuser der Gemeinde zur Verfügung stellten. So fragte man am Eingang den Sklaven, und Sklaven, das Rückgrat der Ökonomie des römischen Reiches gehörten auch in diesen christlichen Familien zum Hausstand, nach dem Hausherrn. Er verweist mich nach oben. Dort werde ich schon erwartet. Ein Abendessen im

<sup>(19)</sup> R. LAUSBERG, *Handbuch der literarischen Rhetorik*, München 1960, S. 231-2.

<sup>(20)</sup> *PsCleRecog* IV, 6, 1-3: GCS 51, 149, 14-20; Rhem-Paschke.

<sup>(21)</sup> J. KLAUCK, *Hausgemeinde und Hauskirche im frühen Christentum*, SBS 103, Stuttgart 1981, S. 1-74.

kleinen Kreis ist bereitet, die Eucharistie. Dort werden Erfahrungen ausgetauscht, Nöte auf ihre Abhilfe untersucht, und christliche Unterweisung erteilt. So finden wir hier eine lebendige Zelle, eine Unterabteilung der christlichen Gemeinde Roms. So lassen sich etwa in S. Martino in Monte oder unter S. Giovanni e Paolo die archäologischen Spuren solcher Hauskirchen erkennen. Während die persönlichen Beziehungen im Römerreich immer anonym und förmlicher werden, ziehen sich viele auf einen kleinen Bekanntenkreis in ihre Familien zurück. Das Christentum nimmt diese schon von den Juden übernommene Missionspraxis auf und führt sie weiter.

Zu Zeiten Rufins allerdings wusste man von all dem nichts mehr. Erlenkt daher auch den Blick auf einen anderen Teil der Erzählung. Da heisst es doch, dass eine grosse Menge auf Petrus wartete, um das Wort Gottes zu hören und es gläubig anzunehmen. Das angeführte altertümlich klingende Jesuswort von den vielen, die von Ost und West kommen und mit Abraham, Isaak und Jakob zu Tische sitzen soll dies unterstreichen und die Berufung der Heiden autoritativ bekräftigen. Die Mönchsgemeinde die das las, sollte dankbar der eigenen gnadenhaften Berufung zum Christentum und zum geistigen Leben gedenken und Gott dafür lobpreisen.

Etwas Ähnliches und doch wieder Verschiedenes wird uns in *PsCleRecog* X, 71, 3 berichtet. Theophilus, ein reicher Mann aus der Oberschicht antiochiens, wird Christ und schenkt einen seiner Paläste der Kirche zur freien Verfügung. Die Gemeinde von Antiochien gibt dem Gebäude eine besondere Weihe und benutzt es einzig als Kult-, Versamlungs- und Unterrichtsstätte<sup>(22)</sup>.

Hier sind wir der «Hauskirche» gegenüber einen Schritt weiter. Gerade weil das Leben im römischen Reich immer anonym und unpersönlicher wurde, blühten überall Zirkel, Vereine und Zünfte auf, die auf kleinerem Raum die menschlichen Beziehungen pflegten damit das Menschliche nicht untergehe<sup>(23)</sup>. Die Kirche hat diese von der heidnischen Umwelt geübten Bräuche übernommen und wie schon die jüdische Missionsarbeit ihrer Verkündigung dienstbar gemacht. So haben wir schon in der vorkonstantinischen Periode in einzelnen begüterten Gemeinden neben den Hauskir-

<sup>(22)</sup> *PsCleRecog* X, 71, 2: GCS 51, 370, 25.

<sup>(23)</sup> J. KLAUCK, a.O., S. 83-91; *PsCleRecog* X, 71, 2-3: GCS 51, 371, 1 ff.

chen echte Kultstätten, Kirchen. In der nachkonstantinischen Zeit wird dies immer mehr die vorherrschende Form des Kultortes, bis es dan heute keine andere Form mehr gibt.

Wiederum hat die Zeit Rufins von diesen Dingen keine Ahnung mehr; hat die Geschichte mit neuen Problemen und Aufgaben alles zugedeckt. Daher richtet Rufin sein Augenmerk auf den zweiten Teil der Erzählung. Dort heisst es, Theophilus habe sein Haus der Gemeinde geschenkt, damit die vielen Taufbewerber regelrecht, fast möchte man sagen kanonisch, das Sakrament erhalten. Genaue Einhaltung des Kultes und des Gotteslobes sind ja auch die Hauptaufgaben des Mönches. Wie er sieht, war das schon wichtig zu Zeiten des Clemens Romanus<sup>(24)</sup>.

Diese wenigen Anmerkungen mögen gezeigt haben, wie schwer es ist antike Texte zu interpretieren. Denn sie haben oft eine andere Zielrichtung als wir vermuten auch wenn sie das übernommene Genus nicht antasten. Aber immer wollen sie dem geistigen Fortschritt dienen, Hierin können sie uns Vorbild sein.

(24) RUFIN in seiner Einleitung: GCS 51, 3-4; Rehm-Paschke.